


~ Wilhelm Hauff ~

**DIE BÜCHER  
UND  
DIE LESERWELT**

*ngiyaw* eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

*ngiyaw* eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für *ngiyaw*  eBooks.  
Földvári u. 18, H – 5093 Vezseny

Wilhelm Hauff

**DIE BÜCHER  
UND  
DIE LESERWELT**

## 1. Die Leihbibliothek

**A**ls ich noch in ...n lebte, gehörte es zu meinen Vormittagsvergnügen, in eine Leihbibliothek zu gehen; nicht um Bücher auszuwählen — denn die Sammlung bestand aus vier- bis fünftausend Bänden, die ich größtenteils zwei Jahre zuvor in einer langen Krankheit durchblättert hatte —, sondern um zu sehen, wie die Bücher ausgewählt werden. Ich trug mich damals mit dem sonderbaren Gedanken, ein Buch zu schreiben. Ich hatte noch keinen bestimmten Gegenstand oder Zweck und war noch sehr unentschieden, nach welchem großen Meister ich mein erstes Stück verfertigen sollte. An den inneren Wert des künftigen Buches dachte ich zwar mit unbehaglichem Gefühl; denn unter allen meinen Gedanken war ich bis jetzt auf keinen gestoßen, der sich, selbst mit Schwabacher Lettern gedruckt, schön ausgenommen hätte. Doch schien mir das Größte und Notwendigste für einen, der ein Buch machen will, daß er die Menschen studiere, nicht um Menschenkenntnis zu sammeln — die lernt man jetzt in Büchern —, sondern um den Leuten abzusehen, was etwa am meisten Gefallen finde, oft und gern gelesen werde. Vox populi, vox Dei, dachte ich, gilt auch hier. So saß ich

denn manchen Vormittag in der Bibliothek, um die Leser und ihre Neigungen zu studieren.

Der Bibliothekar war ein kleiner, alter Mann, der in den zehn Jahren, die ich in seiner Nähe lebte, beständig einen apfelgrünen Frack, eine gelbe Weste und blaue Beinkleider trug. Ich suchte ihm zu beweisen, daß er seinen Anzug nicht greller und abgeschmackter hätte wählen können. Er brach aber, nachdem ich einiges Schlagende aus der Farbenlehre vorgebracht hatte, in Tränen aus und versicherte mir, er trage sich so und werde sich bis an sein Lebensende so tragen. Denn von diesen Farben sei sein Hochzeitskleid gewesen, das er sich sechs Wochen vor der Hochzeit und leider zu früh habe anfertigen lassen; denn die Braut sei schnell am Nervenfieber gestorben. Der Bibliothekar hatte in seinem Fach eine vieljährige Erfahrung, und interessant war, was er bisweilen darüber äußerte. „Morgens werden am meisten Bücher ausgetauscht,“ sagte er z. B., „das ist die Zeit der zweiten und dritten Teile. Es kommt nicht daher, wie ich anfänglich glaubte, daß zu dieser Zeit die Bedienten und Kammermädchen ihre Ausgänge in die Stadt machen — denn dann müßte sich dieses Verhältnis auch auf erste Teile erstrecken —, nein, es kommt vom Nachtlesen her.“

„Vom Nachtlesen?“ fragte ich verwundert.

„Davon, meine ich, daß die Leute interessante Bücher bei Nacht lesen. Ein großer Teil der Menschen, die jungen und ganz gesunden ausgenommen, kann nicht in der-

selben Minute einschlafen, wo sie zu Bette gehen. Zum Opium mag man nicht greifen, weil man damit, einmal angefangen, fortfahren muß. Da gibt es nun kein besseres Mittel als zu lesen.“

„Gut, ich verstehe“, erwiderte ich. „Aber Sie sprachen von interessanten Büchern. Sind diese denn zum Einschläfern eingerichtet?“

„Nicht alle und nicht für alle. Natürlich muß man unterscheiden, für wen dieses oder jenes interessant sein kann. Sie kennen die Gräfin Winklitz? Nun, die kann am längsten nicht einschlafen. Mich dauert nur das Kammermädchen, das ihr jede Nacht oft bis zwei Uhr vorlesen muß. Nun gebe ich einmal aus Irrtum dem Mädchen Görres' ‚Deutschland und die Revolution‘ mit — Sie wissen, für den Kenner gibt es nichts Interessanteres —, acht Nächte haben sie daran gelesen, und doch hat es nur 190 Seiten, und jedesmal ist die Gräfin um elf Uhr eingeschlafen. Das Mädchen wußte mir Dank für das ‚schläfrige Buch‘. Kommt, um Ihnen nur noch ein Beispiel zu geben, kommt zu meinem großen Erstaunen der alte Professor Wanzer, der über Mathematik liest, in meinen Laden. Er habe seit zwanzig Jahren nichts Belletristisches mehr gelesen als zuweilen die Traueranzeigen im Merkur, und nun wünsche er doch wieder eine Übersicht zu bekommen über das, was inzwischen Gutes geschrieben worden. Ich fragte ihn, ob er von Walter Scott etwas gelesen. Er erinnert sich, von dem berühmten Mann gehört zu haben, und nimmt Ivanhoe mit, Ivanhoe, diese

herrliche Geschichte! Den andern Tag kommt er ganz verdrießlich, wirft mir ein paar Groschen und den Scott auf den Tisch und sagt, die Rittergeschichten, die er in seiner Jugend gelesen, seien bei weitem schöner gewesen; er sei schon über dem ersten Teil eingeschlafen. Bitte Sie um Himmels willen, über Ivanhoe eingeschlafen!“

„Aber wie hängt dies mit Ihren Beobachtungen über die zweiten und dritten Teile zusammen?“ unterbrach ich ihn.

„Nun, wir sprachen gerade von interessanten Büchern, und da kam ich auf die Gräfin und den Professor. Kommt aber ein interessantes Buch an den rechten Mann, so geht es, wie wenn ein Pferd flüchtig wird. Abends war man im Theater oder in Gesellschaft, man hat nachher gut zu Nacht gespeist und rüstet sich nun, zu Bette zu gehen. Die Lampe auf dem Tische am Bette ist angezündet, das Mädchen oder der Bediente hat einen ersten Teil zurechtgelegt. Alles ist in Ordnung, nur der Schlaf will noch nicht kommen. Man rückt die Lampe näher, man nimmt das Buch in die Rechte, stützt den linken Ellbogen in die Kissen und schlägt das Titelblatt auf. Sagt der Titel dem Leser zu, hat er sich über das erste oder, wie ich's nenne, Geburtsschmerzenkapitel hinübergewunden, so geht es rasch vorwärts. Die Augen jagen über die Zeilen hin, die Blätter fliegen, und solch ein rechter Nachtleser reitet einen Teil ohne Mühe in zwei Stunden hinaus. Gewöhnlich ist der Schluß der ersten Teile eingerichtet wie die Schlußszenen der er-

sten Akte in einem Drama. Der Zuschauer muß in peinlicher Spannung auf den nächsten Akt lauern. Unzufrieden, daß man nicht auch den zweiten Teil gleich zur Hand hat und dennoch angenehm unterhalten, schläft man ein. Den nächsten Morgen aber fällt der erste Blick auf das gelesene Buch. Man ist begierig, wie es dem Helden, der am Schluß des ersten Teils entweder gerade ertrunken ist oder ein sonderbares Pochen an der Türe hörte und soeben „herein!“ rief, weiter ergehen werde, und wenn ich um acht Uhr meinen Laden öffne, stehen die Johannis, Friedrichs, Katharinen, Babetten schon in Scharen vor der Türe, weil gnädiges Fräulein, ehe sie eine englische Stunde hat, der Herr Rittmeister, ehe die Schwadron ausreitet, die Frau Geheimrätin, ehe sie Toilette macht, noch einige Kapitel im folgenden Teil des höchst interessanten Buches lesen möchten.“



## 2. Geschmack des Publikums

„Oh, daß ich auch einer der Glücklichen wäre,“ dachte ich, als jetzt die Leihbibliothek sich öffnete und ein Gemisch von bordierten Bedientenhüten und hübschen Mädchengesichtern sich zeigte, „einer jener Glücklichen, deren zweiter Teil mit so großer Sehnsucht erwartet wird!“ Nicht ohne Neid blickte ich auf die Bände, die der kleine Bibliothekar mit der wichtigen Miene eines Bäckers zur Zeit einer Hungersnot verteilte. — Er hatte die dringendsten Kunden befriedigt, das Geld oder die Leseschulden eingeschrieben, und ich konnte jetzt eine wichtige Frage an ihn richten, die mir schon lange auf den Lippen schwebte, die Frage über den Geschmack des Publikums.

„Er ist so verschieden“, antwortete er, „und ist oft so sonderbar wie der Geschmack an Speisen. Der eine will süße, der andere gesalzene, der eine Seefische, Austern und italienische Früchte, der andere nahrhafte Hausmannskost; in einem Punkte stimmen sie aber alle überein: sie wollen *gut* speisen.“

„Das heißt?“

„Sie wollen unterhalten sein; natürlich jeder auf seine Weise.“

„Aber wer ist der Koch,“ rief ich aus, „der für diese verschiedenen und verwöhnten Gaumen das Schmachhafte zubereitet? Wie kann man es allen oder nur vielen recht machen? Denn darin liegt doch der Ruhm des Autors.“

„Sie sind nicht so verwöhnt, wie man glaubt“, entgegnete er. „Die Mode tut viel, und wenn nur die Schriftsteller fleißiger die Leihbibliotheken besuchten, würde mancher finden, was ihm noch abgeht oder was er zuviel hat. Kann doch keiner ein guter Theaterdichter werden, der nicht mit der ganzen Stadt vor seinem eigenen Stücke sitzt, aufmerksam zuschaut und lauscht, was am meisten Eindruck macht.“

Der Mann sprach mir aus der Seele. Er hatte ausgesprochen, was auch ich mir schon lange zugeflüstert hatte. „Die Leihbibliotheken studiere, wer den Geist des Volkes kennenlernen will“, fuhr er mit Pathos fort. „Sehen Sie einmal, Bester, jene lange Reihe von Bänden an. Die weißen Pergamentrücken sind so rein, als hätte man sie nie oder nur mit Handschuhen angefaßt. Wer ist wohl der Autor, der so vergessen und gleichsam in Ruhestand versetzt dort steht?“

Ich riet auf eine Reisebeschreibung oder ein naturgeschichtliches Werk.

„Letzteren Artikel führen wir gar nicht“, antwortete er wegwerfend. „Nein — es ist Jean Paul.“

„Wie?“ rief ich mit Schrecken, „ein Mann, der für die Unsterblichkeit geschrieben, sollte schon jetzt vergessen

sein? Hat er denn nicht alles in sich vereinigt, was anzieht und unterhält, tiefen Ernst und Humor, Wehmut und Satire, Empfindsamkeit und leichten Scherz?“

„Wer leugnet das?“ erwiderte der kleine Mann. „Alles hat er in sich vereint, um die verschiedensten Gaumen zu befriedigen. Aber er hat die Zutaten klein gehackt, wunderbarlich gemischt und mit einer pikanten Soße gekocht. Als es fertig war und das Publikum kostete, fand man es wohl-schmeckend, delikates. Aber es widerstand dem Magen, weil niemand seine Kraftbrühen, den sonderbaren dunkeln Stil ertragen konnte. Dort stehen alle seine Gerichte unberührt, und nur einige Feinschmecker im Lesen nehmen hier und da ein ‚Kampanertal‘ oder einen ‚Titan‘ nach Hause und schmecken allerlei Feines heraus, das ich und mein Publikum nicht verstehen. Sehen Sie in jener Ecke die lange Reihe mit den neuen grünen Schildchen? Das ist Herder; auch dieser — doch hier kommt ein lebendiges Beispiel die Straße herauf. Kennen Sie Fräulein Rosa von Milben?“

„Gewiß; ich sah sie zuweilen und fand in ihr eine Dame von feinstem Geschmack und sehr belesen; zwar etwas empfindsam und idealisch, aber dabei von einer lebens-würdigen Unbefangenheit.“

„Des Fräuleins Kammermädchen wird gleich eintreten. Da haben Sie die beste Gelegenheit, den feinen, empfind-samen Geschmack der Dame kennenzulernen.“

„Ich wollte erraten, von welcher Art ihre Lektüre ist,“ er-widerte ich, „etwa ‚Rosaliens Nachlaß‘ oder Jakobs ‚Frauen-

spiegel', Tiedges ‚Urania‘ oder ‚Agathokles‘ von Karoline Pichler!“

„Stellen Sie sich nur ruhig an die Seite. Wir werden so-  
gleich sehen.“

Ich tat, wie er mir sagte. Ich nahm ein Buch aus dem Schrank und stellte mich in eine Ecke, scheinbar mit Lesen beschäftigt. Das Mädchen trat in das Gewölbe, richtete eine freundliche Empfehlung von dem Fräulein aus, sie lasse fragen, ob man denn Nr. 1629 noch immer nicht haben könne.“

„Nicht zu Hause“, antwortete er nach einem flüchtigen Blick auf die Bücherschränke. „Hier ist eine andere Nummer für Ihr Fräulein. Sie soll sich nur gut unterhalten.“ Das Mädchen ging. „Schnell, einen Katalog,“ rief ich, „lassen Sie mich sehen, was 1629 ist!“ Mit ironischem Lächeln reichte mir der Alte den Katalog. Ich blätterte eilig, fand, und mein Herz erstarrte vor Verwunderung. Nr. 1629 war „Leben und Meinungen Erasmus Schleichers von Cramer!“ „Wie! Dieses, um wenig zu sagen, gemeine Buch darf Fräulein Rosa, die liebenswürdige Einfalt, lesen?“ sprach ich unwillig. „Und wenn keine Gouvernante, keine Mutter ihre Lektüre ordnet, darf sie sich selbst etwas der Art erlauben? Doch es ist ein Irrtum, die Zahlen sind falsch aufgeschrieben!“

„Wertbester Herr,“ erwiderte der Bibliothekar, „Sie trauen den Menschen zuviel Gutes zu. Hier ist ein Zettelchen, das ich heimlich aus dem Körbchen des Kammermädchens nahm. Erasmus Schleicher ist es und kein anderer. An dei-

nen Kameraden kennt man dich! Hier stehen die übrigen Nummern, nach denen das Herz des Fräuleins verlangt. Vergleichen Sie!“

Zürnend nahm ich das Blättchen, auf dem zierlich die Worte: „Für Fräulein von Milben“ und eine lange Reihe von Zahlen geschrieben waren. Ich fing mit der ersten Nummer an und fand Leute, welchen freilich die Nachbarschaft des alten Erasmus keine Schande brachte: 1585 der deutsche Alcibiades, 2139 der Geist Erichs von Sickingen und seine Erlösung, 2995 Historien ohne Titel, 1544 der Blutschatz von H. Claren, 1531 bis 1540 Scherz und Ernst von H. Claren. Nein, weiter mochte ich die Herzensgeheimnisse nicht entziffern.

„Welche Heuchlerin ist dieses Mädchen!“ rief ich. „Das ist ihre Lektüre, und ich glaubte, sie werde nur die Stunden der Andacht lesen!“

„Da müßten Sie wahrlich einen guten Teil unserer jungen Damen Heuchlerinnen nennen; denn Claren und Cramer und dergleichen sind ihre angenehmste Lektüre. Und daß sie nicht darüber sprechen, ist noch keine Heuchelei.“

„Aber, mein Gott, warum lesen denn wohlgezogene Leute so schlechte Bücher, von denen sie ohne Erröten nicht sprechen dürfen? Wahrhaftig, der Umgang mit schlechten Büchern ist oft gefährlicher als der Umgang mit schlechten Menschen.“

„Warum?“ entgegnete der Büchermann lachend. „Warum? Das ist einmal der *Geschmack der Zeit*.“

### 3. Der große Unbekannte

Ein Bedienter unterbrach uns. „Die Frau Gräfin von Langsdorf läßt sich ein Buch ausbitten“, sprach er.

„Was für eine Nummer?“

„Das hat sie nicht gesagt. Aber ich glaube, sie will eine Geistergeschichte.“

„Geistergeschichte?“ fragte der kleine Bibliothekar umhersuchend, „darf es auch eine Rittergeschichte sein? Die Geister sind alle ausgeblieben.“

„Ja, nur etwas recht Schauerliches, das hat sie gerne,“ erwiderte der Diener, „so wie das letzthin: ‚Die schwarzen Ruinen oder das unterirdische Gefängnis‘. Das hat uns sehr gut gefallen.“

„Liest Er denn auch mit?“ fragte der kleine Mann mit Staunen.

„Nachher, wenn die Frau Gräfin einen Band durchhat, lesen wir ihn auch im Bedientenzimmer.“

„Gut. Will Er lieber das Geisterschloß, die Auferstehung im Totengewölbe oder das feurige Racheschwert von Hildebrand?“

„Da tut mir die Wahl weh“, erwiderte er. „Was müssen das für schöne Bücher sein! Nu — ich will diesmal das

feurige Racheschwert nehmen. Behalten Sie das Geisterschloß für das nächste Mal auf.“

Kaum hatte sich der Diener der Gräfin, die gern Schauer geschichten las, entfernt, so trat gemessenen Schrittes ein Soldat ein.

„Für den Herrn Leutnant Flunker beim fünfzehnten Regiment den blinden Torwart vom alten Schott.“

„Freund, hat Er auch recht gehört?“ fragte der Leihbibliothekar.

„Den blinden Torwart vom alten Schott? Ich kenne keinen Autor dieses Namens.“

„Es soll auch kein Auditor sein,“ entgegnete der Soldat vom Fünfzehnten, „sondern ein Buch. Der Herr Leutnant sind auf der Wache und wollen lesen.“

„Wohl! Aber vom alten Schott? Es steht weder ein alter noch ein junger im Katalog.“

„Es ist, glaub' ich, derselbe, der soviel gedruckt hat und den sich alle Korporals und Wachtmeister um zwei Groschen gekauft haben.“

„Walter Scott!“ rief der Kleine mit Lachen. „Und das Buch wird Quentin Durward heißen.“

„Ach ja, so wird es heißen!“ sprach der Soldat. „Aber ich darf den Herrn Leutnant nichts zweimal fragen, sonst hätte ich den Namen wohl gemerkt. Er hat sich das undeutliche Sprechen vom Kommandieren angewöhnt.“ Er empfing seinen blinden Torwart und ging. Aber der Himmel hatte ihn in diesem Augenblick in die Leihbibliothek

gesandt, und seine Worte hatten einen Lichtstrahl in meine Seele geworfen. „So ist es denn wahr,“ sprach ich, „daß die Werke dieses Briten beinahe so verbreitet sind wie die Bibel, daß alt und jung und selbst die niedrigsten Stände von ihm bezaubert sind.“

„Gewiß, man kann rechnen, daß allein in Deutschland sechzigtausend Exemplare verbreitet sind, und er wird täglich noch berühmter. In Scheerau hat man jetzt eine eigene Übersetzungsfabrik angelegt, wo täglich fünfzehn Bogen übersetzt und sogleich gedruckt werden.“

„Wie ist das möglich?“

„Es scheint beinahe so unmöglich, als daß Walter Scott diese Reihe von Bänden in so kurzer Zeit sollte geschrieben haben. Aber es ist so; denn erst vor kurzem hat er sich öffentlich als Autor bekannt. Die Fabrik habe ich aber selbst gesehen.“

„Wird vielleicht durch die Verteilung der Arbeit Zeit gewonnen?“ fragte ich.

„Einmal dies,“ entgegnete er, „und sodann wird alles mechanisch betrieben. Der Professor Lux ist sogar gegenwärtig beschäftigt, eine Dampfmaschine zu erfinden, die Französisch, Englisch und Deutsch versteht. Dann braucht man gar keine Menschen mehr. Die Fabrik ist folgendermaßen beschaffen: Hinten im Hof ist die Papiermühle, die *unendliches Papier* macht, das, schon getrocknet, wie ein Lavastrom in das Erdgeschoß des Hauptgebäudes hinüberrollt. Dort wird es durch einen Mechanismus in Bogen



zerschnitten und in die Druckerei bis unter die Pressen geschoben. Fünfzehn Pressen sind im Gang, wovon jede täglich zwanzigtausend Abdrucke macht. Nebenan ist der Trockenplatz und die Buchbinderwerkstätte. Man hat berechnet, daß der Papierbrei, der morgens fünf Uhr noch flüssig ist, den andern Morgen um elf Uhr, also innerhalb dreißig Stunden, ein elegantes Büchlein wird. Im ersten Stock ist die Übersetzungsanstalt. Man kommt zuerst in zwei Säle. In jedem arbeiten fünfzehn Menschen. Jedem wird morgens acht Uhr ein halber Bogen von Walter Scott vorgelegt, den er bis Mittag übersetzt haben muß. Das nennt man dort: ‚aus dem Groben arbeiten‘. Fünfzehn Bogen werden auf diese Weise jeden Morgen übersetzt. Um drei Uhr bekommen diese Leute ein gutes Mittagsbrot. Um vier Uhr wird jedem wieder ein halber Bogen gedruckte Übersetzung vorgelegt, die durchgesehen und korrigiert werden muß.“

„Aber was geschieht dann mit den übersetzten Bogen vom Vormittag?“

„Wir werden es sogleich sehen. An die zwei Säle stoßen vier kleine Zimmer. In jedem sitzt ein Stilist und sein Sekretär. Stilisten nennt man dort diejenigen, welche die Übersetzung der Dreißig durchgehen und aus dem Groben ins Feine arbeiten. Sie haben das Amt, den Stil zu verbessern. Ein solcher Stilist verdient täglich zwei Taler, muß aber seinen Sekretär davon bezahlen. Je sieben bis acht Grobarbeiter sind einem Stilisten zugeteilt. Sobald sie eine

Seite geschrieben haben, wird sie dem Stilisten geschickt. Er hat das englische Exemplar in der Hand, läßt sich vom Sekretär das Übersetzte vorlesen und verbessert hier und dort die Perioden. In einem fünften Zimmer sind zwei poetische Arbeiter, welche die Mottos über den Kapiteln und die im Texte vorkommenden Gedichte in deutsche Verse übersetzen.“

Ich staunte über diesen wunderbaren Mechanismus und bedauerte nur, daß die dreißig Arbeiter und vier Stilisten notwendig ihr Brot verlieren müssen, wenn der Professor Lux die Übersetzungsmaschine erfindet.

„Gott weiß, wie es dann gehen wird“, antwortete der kleine Mann. „Schon jetzt kostet das Bändchen in der Scheerauer Fabrik nur einen Groschen. In Zukunft wird man zwei Bändchen um einen Silbergroschen geben, und alle Tage wird eins erscheinen.“

#### 4. Besuch im Buchladen

**M**ein Entschluß stand fest. Einen historischen Roman à la Walter Scott mußt du schreiben, sagte ich zu mir; denn nach allem, was man gegenwärtig vom Geschmack des Publikums hört, kann nur diese und keine andere Form Glück machen. Freilich kamen mir noch allerlei Zweifel. Ich mußte die Werke dieses großen Mannes nicht nur lesen, sondern auch studieren, um sie zu meinem Zweck zu benutzen. Ein dritter und der mächtigste Zweifel war, ob ich einen Verleger bekommen würde. Ich beschloß daher, ehe ich mich an das Werk selbst machte, die Wege kennenzulernen, die man bei solchen Geschäften zu gehen hat. Den Buchhändler Salzer und Sohn kannte ich von der Harmonie her. Ich steckte zwei Taler zu mir, um ein Buch bei ihm zu kaufen und so seine nähere Bekanntschaft zu machen.

„Ein schönes Buch für zwei Taler?“ fragte er. „Was soll es sein? Gedichte?“

„Erzählungen oder ein Roman, Herr Salzer.“

„Um diesen Preis werden Sie nichts Schönes finden“, erwiderte er lachend. „Doch hier ist der Katalog.“

„Wie? Nichts Schönes um zwei Taler? Und doch kostet ein Roman von Walter Scott nur zwanzig Groschen!“

„Wenn Sie Übersetzungen haben wollen, ich dachte, Sie wollten Originale.“

„Aber, mein Gott,“ entgegnete ich, „wenn ein guter Roman aus einer anderen Sprache nur zwanzig Groschen kostet, warum hält man denn die deutschen Bücher so teuer?“

„Meinen Sie,“ erwiderte er unmutig, „wir werden auch noch die Originale um einen Spottpreis wegwerfen? Diese Übersetzungen, diese wohlfeilen Preise werden uns ohnehin bald genug ruinieren. Was ist denn jetzt schon unser schöner Buchhandel geworden? Nichts als ein Verkauf im Verlust! Alles soll wohlfeil sein, und so wird alles schlecht und in den Staub gezogen. In jeder Ecke des Landes sitzt einer, der mit wohlfeiler Schnittware handelt, und wir anderen, die wir uns noch dem Verderben entgegenstemmen, gehen darüber zugrunde.“

„Aber wie kann denn diese Veränderung des Handels so großen Einfluß auf Originale oder auf die Buchhandlung üben?“

„Wie?“ fuhr er eifrig fort. „Wie? Es ist so klar wie die Sonne. Das Publikum wird dadurch verdorben und verwöhnt! Ich streite Scott und den beiden Amerikanern ihr Verdienst nicht ab. Sie sind im Gegenteil leider zu gut. Aber jedes Nähermädchen kann sich für ein paar Taler eine Bibliothek klassischer Romane anschaffen. Unnatürlich schnell hat sich die Sucht nach dieser Art von Dichtungen verbreitet, und hunderttausend Menschen haben jetzt durch die Groschenbibliotheken einen Maßstab erhalten,

nach welchem sie eigensinnig unsere deutschen Produkte messen.“

„Um so besser für die Welt. Wird denn nicht dadurch die Intelligenz und der gute Geschmack verbreitet und das Schlechte verdrängt?“

„Intelligenz und Geschmack, das Bändchen zu neun Kreuzer rheinisch!“ rief er aus. „Oh, ich kenne diese schönen Worte! Guter Geschmack! Als ob nur die Leute überm Kanal guten Geschmack hätten! Intelligenz! Meinen Sie denn, die Menschen denken dadurch vernünftiger, daß sie jetzt alle selbst urteilen und sagen: Es ist doch nicht so schön wie Walter Scott und Cooper und nicht so tief wie Washington Irving? Und welcher Segen für unsere Literatur und den Buchhandel wird aus diesem Samen hervorgehen, den man so reichlich ausstreut? Verkehrtheit der Begriffe und einige schlechte Nachahmungen (wie ich mich schämte bei diesen Worten!) und überdies unser Ruin. Die Schriftsteller verlangen immer stärkere Honorare. Wofür man sonst einen Louis d'or zahlte, will man jetzt fünf, und im umgekehrten Verhältnis werden die Bücher weniger gesucht als jemals. Überdies hat auch diese Herren Walter Scotts Fruchtbarkeit angesteckt. Sie sind jetzt sparsam mit Gedanken und verschwenderisch mit Worten. Gedanken, Szenen, Gemälde, die man sonst in den engen Rahmen eines Bändchens fügte, werden auseinandergezogen in zehn, zwölf Bände, damit man mehr Geld verdiene. Und was früher vier, fünf hübsche Verse gege-

ben hätte, wächst jetzt in holpriger Prosa zu eben so vielen Seiten an.“

„Also geht die gereimte Prosa nicht mehr?“

„Wer will sie kaufen? Privatleute? Die sehen vornehm herab und nennen alles Verselei. Gelehrte? Die bekommen es vom Autor, damit sie ihn gnädiger rezensieren möchten. Leihbibliotheken? Die führen nur Romane, weil sie ihr Publikum kennen. Und diese Leihbibliotheken sind noch unser Unglück. Jedes Städtchen hat ein paar solcher Anstalten. Das Publikum denkt: Warum sollen wir für ein Buch soviel Geld wegwerfen, wenn wir es in der Leihbibliothek lesen können? Man kauft sich Groschenübersetzungen oder wohlfeile Taschenausgaben, um doch eine Bibliothek zu haben, und der Buchhändler, der ein Buch verlegen will, kann also höchstens noch auf fünfhundert Leihbüchereien rechnen. Und wenn heute wieder ein Goethe oder ein Schiller geboren würde, man könnte keine fünfhundert Exemplare absetzen. Das Publikum hat Glauben, Vertrauen und Lust an unserer Literatur verloren.“

„Und von dem allen sollten Scott und die Taschenausgaben die Schuld tragen?“

„Ja! Und diese unselige Zersplitterung durch alle Zweige ist auch mit schuld! Die Schriftsteller zersplittern ihr Talent in Almanachs und Zeitschriften, weil sie dort gut bezahlt werden. Das Publikum zersplittert sein Geld für diese Luxuswaren, weil sie Mode geworden sind. Wir selbst überbieten uns. Jeder will einen Almanach, eine Zeitung

haben. Und diese Taschenkrebse sind es, die unsere Krebse erzeugen.“

„Aber, Herr Salzer,“ sagte ich zu dem Unmutigen, „warum schwimmen Sie gegen den Strom? Warum veranstalten Sie nicht selbst Taschenausgaben? Warum gründen Sie keine Zeitschrift? Oder schämen Sie sich vielleicht, selbst mitzumachen?“

„Schämen würde ich mich eigentlich nicht“, erwiderte er nach einigem Nachdenken. „Was ein anderer tut, kann Salzer und Sohn auch tun. Aber ehrlich gestanden, ich fürchte, mit einer Zeitschrift zu spät zu kommen. Und wer soll sie schreiben? Etwas Neues muß heutzutage auffallend, pikant sein, wenn es Glück machen soll. So habe ich mich schon lange auf einen ausgezeichneten Titel besonnen; denn der Titel muß jetzt alles tun. Hätte ich hier nur einige tüchtige Männer vom Fache, eine kritische oder belletristische Zeitschrift sollte bald dastehen; denn ich bin ein *unternehmender Geist* so gut wie einer.“

## 5. Der unternehmende Geist

„**M**an hat jetzt Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtblätter, man hat alle Götter- und Musentitel erschöpft, man sieht sich genötigt, zu den sonderbarsten Namen seine Zuflucht zu nehmen, will man Aufsehen erregen; denn nur der neue Klang ist es, der das Alte, längst Gewöhnte über-tönt, und jeder Vernünftige sieht ein, daß eine neue Zeitschrift nicht an und für sich besser ist als eine alte. Erzählungen, Gedichte, Kritiken finden sich hier wie dort, und gute Mitarbeiter werden nicht zugleich mit dem Namen des Blattes erfunden.“

„Aber, Herr Salzer,“ erwiderte ich, „warum verlassen denn die Menschen oft die längst bekannten Zeitschriften, um auf ein paar Probeblätter hin eine neue anzuschaffen?“

„Das liegt ganz in unserer Zeit; Veränderung macht Vergnügen, und neue Besen kehren gut“, antwortete er. „So wetterwendisch ist nun einmal das Publikum und weiß nicht warum. Kleider machen Leute, und eine hübsche Vignette, ein auffallender Titel tun in der Lesewelt so viel wie eine neue Mode in einer Gesellschaft. Wer diesen Charakter der Menschen recht zu nützen versteht, kann in jetziger Zeit noch etwas machen. Hätte ich nur einen Titel!“



„Da unsere Zeitschriften gegenwärtig so vielseitig sein müssen,“ sprach ich, „was denken Sie zu dem Titel: ‚Literarisches Hühnerfutter‘?“

„Wäre nicht so übel. Man könnte in der Vignette das Publikum als ein Hühnervolk darstellen, dem von der Muse kleingeschnittenes Futter vorgestreut wird. Aber es geht doch nicht! In dem Futter könnte eine Beleidigung liegen, weil es schiene, als wollte man das Publikum mit dem Abfall von dem großen Mittagstisch der Literatur füttern; geht nicht!“

„Oder etwa: ‚Die Abendglocke‘?“

„Abendglocke? Wahrhaftig! Ei, das ließe sich hören! Es liegt so etwas Sanftes, Beruhigendes in dem Wort. Will mir doch den Gedanken merken. Aber ein kritisches Beiblatt müßte dazu. Ich habe schon gedacht, ob man es nicht der ‚Destillateur‘ nennen könnte.“

„Es liegt etwas Wahres in Ihrer Idee“, entgegnete ich. „Die Bücher werden allerdings neuerer Zeit durch einen chemischen Prozeß rezensiert oder abgezogen. Man destilliert so lange, bis sich das X-Geist, das man suchte, verflüchtigt oder bis der gelehrte Chemiker der Welt anzeigen kann, aus welchen verschiedenen Bestandteilen das Gebräue bestand, das er zersetzte. Aber das Blatt röche doch zu sehr nach einer Materialhandlung oder nach gebrannten Wassern. Was aber halten Sie von einem ‚kritischen Schornsteinfeger‘?“

Der Buchhändler sah mich eine Weile schweigend an und umarmte mich dann voll Rührung. „Ein Fund, ein

trefflicher Fund!“ rief er. „Was liegt nicht allein in diesem einzigen Wort! Die deutsche Literatur stellt den Kamin dar. Unsere Rezensenten sind die Schornsteinfeger. Sie kratzen den literarischen Ruß ab, damit das Haus nicht in Brand gerate. Ein Oppositionsblatt soll es werden. Aufsehen muß es machen, das ist jetzt die Hauptsache. ‚Der kritische Schornsteinfeger‘! Und die Kunstkritiken geben wir unter dem vielversprechenden Titel: ‚*Der artistische Nachtwächter*‘!“ Hastig schrieb er sich den Namen auf und fuhr dann fort: „Herr! Sie hat mein Schutzengel in meinen Laden geführt. Wenn ich so hinter meinem Arbeitstische sitze, bin ich wie vernagelt. Aber schon oft habe ich bemerkt, wenn ich mich ausspreche, kommen mir die Gedanken wie ein Strom. So, als Sie vorhin von Walter Scott und seinem Einfluß sprachen, ging mir mit einem Male eine herrliche Idee in der Seele auf. Ich will einen deutschen Walter Scott machen.“

„Wie? Wollten Sie etwa auch einen Roman schreiben?“

„Ich? o nein, ich habe Besseres zu tun; und *einen*? nein, zwanzig! Wenn ich meine Gedanken nur schon geordnet hätte! Ich will mir nämlich einen großen Unbekannten verschaffen. Das soll aber niemand anders sein als eine Gesellschaft von Romanschreibern. Verstehen Sie mich?“

„Noch ist mir nicht ganz klar, wie Sie —“

„Mit Geld kann man alles machen. Ich nehme mir etwa sechs oder acht tüchtige Männer, die im Roman schon etwas geleistet haben, lade sie hierher ein und schlage ihnen vor, sie sollen zusammen den Walter Scott vorstellen. Sie

wählen die historischen Stoffe und Charaktere aus, beraten sich, welche Nebenfiguren anzubringen wären, und dann —“

„Oh, jetzt verstehe ich Ihren herrlichen Plan. Dann errichten Sie eine Fabrik, etwa wie jene in Scheerau. Sie lassen sich Kupferstiche von allen romantischen Gegenden Deutschlands kommen. Die Kostüme alter Zeiten kann man von Berlin verschreiben. Sagen und Lieder finden sich in des Knaben Wunderhorn und andern Sammlungen. Sie setzen ein paar Dutzend junger Leute in Ihr Haus. Die *Sechseinigkeit*, der neue Unbekannte, gibt die Umrisse der Romane. Hier und da zeichnet und korrigiert er an einem Charakter. Die vierundzwanzig oder dreißig anderen aber schreiben Gespräche, zeichnen Städte, Gegenden, Gebäude nach der Natur —“

„Und“, fiel er mir freudig ins Wort, „weil der eine mehr Talent für Gegendmalerei, der andere mehr für Kostüms, der dritte für Gespräche, ein vierter, fünfter fürs Komische, andere wieder mehr für das Tragische —“

„Richtig, so werden die jungen Künstler in Gegendmaler, Kostümschneider, Gesprächsführer, Komiker und Tragiker eingeteilt, und jeder Roman läuft durch alle Hände wie die Bilder bei Campe in Nürnberg, wo der eine den Himmel, der andere die Erde, jener Dächer, dieser Soldaten zeichnet, wo der erste das Grün, der zweite das Blau, der dritte das Rot, der vierte das Gelb malen muß nach der Reihe.“ „Und Einheit, Gleichförmigkeit wird dadurch erreicht, gerade

wie in Walter Scott, wo alle Figuren Familienähnlichkeit haben. Und eine Taschenausgabe veranstalten wir davon, so wohlfeil wie möglich. Auf vierzigtausend können wir rechnen.“

„Und der Titel soll heißen: *Die Geschichte Deutschlands von Hermann dem Cherusker bis 1830*‘, in hundert historischen Romanen.“

Herr Salzer vergoß einige Tränen der Rührung. Nachdem er sich wieder erholt hatte, drückte er mir die Hand. „Nun, bin ich nicht ein so unternehmender Geist wie irgendeiner?“ sprach er. „Was wird dies Aufsehen machen! Aber Sie, Wertgeschätzter, waren mir behilflich, diesen Riesengedanken zu gebären. Suchen Sie sich das schönste Buch in meinem Laden aus, und zum Dank sollen Sie — einer der Vierundzwanzig sein!“

## 6. Schluß

**S**o war ich denn durch mein günstiges Geschick in kurzem dahin gelangt, wohin ich mich so lange gesehnt hatte. Jetzt hatte ich nicht mehr nötig, die Leute und ihren Geschmack in einer Leihbibliothek zu studieren, hatte nicht mehr nötig, ängstlich nach Plan und Anordnung eines Werkes oder gar nach vortrefflichen Gedanken umherzusuchen. Ich war ein Glied, ein Finger des neuen Unbekannten geworden, durfte nach Lust schreiben und mein Geschriebenes gedruckt lesen. Es ist bekannt, welcher großen Erfolg das Unternehmen des Herrn Salzer hatte, und schon längst ist es kein Geheimnis mehr für die Welt, aus welchen Bestandteilen eigentlich der große Unbekannte bestand. Es konnte uns nur schmeicheln, daß man anfangs auf berühmte und vorzügliche Schriftsteller wie z. B. auf den Professor Lux, der indessen seine Übersetzungsmaschine erfand, wie den Dichter F. Kampler und andere Treffliche, ja, daß man einen Augenblick sogar Willibald Alexis trotz seiner bekannten Abneigung gegen die Geschichte im Verdacht hatte.

Längst haben sich jene verdienstvollen Herren genannt, die das Direktorium gebildet haben. Mir bleibt nur noch

übrig, einiges von dem Anteil zu erzählen, den ich selbst an dem Unternehmen hatte. Weil ich einige Teile Deutschlands genau kannte, erhielt ich zuerst eine Stelle unter den Gegendmalern. Leider schrieb ich aber in dem Roman: ‚Das Concilium in Konstanz‘: „Leicht und schwebend trug sie der Kahn an den rebenbepflanzten Hügeln hin von *Basel* nach *Konstanz* —“. Diese Stelle wurde von den sechs Direktoren übersehen, gedruckt, und die Rezensenten und das Publikum wunderten sich höchlich, daß man damals den *Rheinfall hinaufgefahren* sei. Zur Strafe wurde ich in die Klasse der Gesprächführer versetzt. Gespräche in Wirtshäusern, auf Straßen und Märkten, Händel und Wortstreit wurden mir zugeteilt. In dieser Eigenschaft blieb ich, bis einer der sentimental und heroisch Sprechenden einen großen Fehler machte. Er sagte nämlich: „Die Wolken zogen bald *vor*, bald *hinter dem Mond*.“ Vergebens berief er sich auf die Autorität eines Herrn S..., aus dessen historischem Roman er diese herrliche Stelle entlehnt habe. Man erklärte die Worte für widersinnig, weil die Wolken nicht *hinter dem Mond* vorbeiziehen, und setzte ihn ab. Seine Stelle fiel mir zu. In diesem Fache leistete ich mehr als in den beiden anderen. So ist z. B. der größte Teil des Romans: ‚*Der Dom zu Aachen oder die Paladine Karls des Großen*‘ von meiner Hand. Auch in ‚*Barbarossa oder die Hohenstaufen*‘ habe ich etwa zehn Kapitel geschrieben. Meine letzte Arbeit vor Auflösung des Unternehmens war das achte, neunte und fünfzehnte Kapitel in der ‚*Schlacht von Kunnersdorf*‘.

Man hat viel über und gegen dieses großartige Unternehmen, das ich, wiewohl zufällig, ins Leben rief, geschrieben und gesprochen. Wenn man bedenkt, daß in der kurzen Zeit von zwei Jahren fünfundsiebzig Bände oder fünfundzwanzig Romane aus der Fabrik des deutschen Unbekannten hervorgingen, so muß man zum mindesten den Fleiß und die Ausdauer der Teilnehmer bewundern. Man hat vorgeworfen, daß einige geschichtliche Charaktere gänzlich verzeichnet seien, daß sogar bedeutende Anachronismen vorkommen. Aber wie kraftlos erscheint ein solcher Vorwurf gegen die übrigen Vorzüge des Unternehmens! Sind nicht alle Gegenden so treu geschildert, daß man sieht, man habe nicht die Natur, sondern wirkliche Gemälde abgezeichnet? Haben wir nicht bei den Kleidungen unserer Helden und Damen die Kostüme des pünktlichsten und genauesten Theaters von Europa als Vorlegeblätter vor uns gehabt? Hat nicht Herr Salzer mit schwerem Gelde allerlei altertümliches Hausgerät aus Burgen und Rüstkammern gekauft, damit wir desto richtiger zeichnen?

Das ist historische Wahrheit und Treue, und das ist es auch, was das Publikum verlangt. Das übrige, genaue Beachtung der geschichtlichen Charaktere oder Zeiten, ist nur Nebensache. Kleider, Schuhe, Häuser usw. wird man in allen fünfundsiebzig Bänden niemals unwahr finden. Daß nach zwei Jahren schon diese Art von Darstellungen aus der Mode kam, war nicht unsere Schuld. Aber leider scheiterte das schöne Unternehmen an der Veränderlich-

keit des Publikums. Aus der Mode entstand das Ganze, und mit dem günstigen Wind dieser Mode segelten wir auf dem Strom der Geschichte, und unser Wahlspruch war: „Verletzet eher die Wahrheit der Geschichte, verzeichnet lieber einen historischen Charakter, nur sündigt nie gegen die Mode der Zeit und den herrschenden Geschmack des Publikums.“